



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 11.

20. Jahrgang.

1918.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Cäsars Tod.

Nach dem Norwegischen von Hans Guenther.

Das Zelt wurde heute abend nicht geöffnet, die Lichter nicht angesteckt. Aber der große leinene Vorhang, der den Eingang verschloß, wurde zur Seite gezogen und eine Lampe auf den Tisch gestellt, deren Licht auf zwei Plakate fiel, auf denen mit großen Buchstaben stand: „Erster Platz 50 Pfg., Zweiter Platz 25 Pfg.“ Neben der Lampe saß eine Frau in altem, geflicktem, verblühtem Trikot. Ein kleiner Affe mit lebhaften blauen Augen spielte mit einer Garnrolle, während ein blau und roter Papagei in seinem Ring schaukelte, den Hals streckte, die Flügel spreizte und seine gellenden Rufe ausstieß.

Ab und zu blieb ein Vorübergehender vor den großen, bunten Bildern an den Zeltwänden stehen und betrachtete die Darstellungen des Löwenbändigers. Die Kleinen faßten frampfhaft die Hand der Mutter, die Großen fragten den Vater: „Wann beginnt es?“

Dann blieben sie eine Weile stehen und warteten, die drolligen Sprünge und Grimassen des Affen beachtend und das glänzende Gefieder des Papageien bewundernd. Aber das Zelt blieb dunkel. Die große Trommel, die das Orchester der Darstellungen bildete, blieb stumm.

„Da muß etwas passiert sein“, sagte der Mann, der mit seinem Sohn vor dem Zelt stand. Und in diesem Augenblick stieß die Frau an dem Tisch einen tiefen Seufzer aus und trocknete sich die Augen. Es stand nämlich sehr schlecht um Cäsar, ihren alten Reisegefährten, mit dem sie so viele Jahre lang das Land durchzogen hatte. Er war die Ernährungsquelle der ganzen Familie, all ihre Kinder hatte er zur Welt kommen sehen, und sie alle hatten ihn lieb, spielten mit ihm, ließen ihre kleinen Finger durch seine weiche, gelbe Mähne fahren — und nun lag der gute Cäsar auf den Tod, der Tierarzt hatte das Urteil über ihn gesprochen.

Es war allerdings nicht leicht für ihn, einen so ungewöhnlichen Patienten zu untersuchen. Als die Tür des Käfigs vor ihm geöffnet worden war, hatte der alte Löwe ein so merkwürdig tiefes Röcheln hören lassen, daß er unwillkürlich ein paar Schritte zurückgewichen war. Jedoch der Tierbändiger hatte ihn bald beruhigt. Behutsam und zärtlich hob er den gewaltigen Kopf des Tieres zu sich empor und rief mit weicher zitternder Stimme: „Cäsar! Cäsar!“

Der Löwe ließ es widerstandslos geschehen. Wie ein krankes Kind lag er da und betrachtete den Tierarzt mit seinen vor Müdigkeit verschleierte Augen.

„Wie alt ist er?“ fragte dieser.

„Ganz genau weiß ich es nicht“, antwortete der Mann.

„Wir haben ihn seit fünfzehn Jahren.“

„Wie lange ist er schon krank?“

Der Tierbändiger legte behutsam den Kopf des Löwen auf den Boden zurück, der Tierarzt fühlte sich nun voll-

kommen beruhigt und begann, das Tier zu untersuchen. Inzwischen erzählte sein Herr, wie die Krankheit begonnen hatte, beschrieb genau die ersten Symptome und berichtete, daß das arme Tier seit zwei Tagen gar nichts genossen habe. Der Löwe betrachtete bald den einen, bald den andern, als verstehe er ihre Unterhaltung. Er hob ein wenig den Kopf und schlug mit der Zunge auf das Stroh seines Lagers.

Hinter dem Manne hatte sich dessen ganze Familie versammelt: der älteste Sohn, ein Knabe von etwa 15 Jahren, die Mutter, eine noch hübsche, junge Frau, mit dem Neugeborenen auf dem Arm und einem blonden, kleinen Mädchen an der Hand. Ohne sich zu rühren, standen sie furchtsam da und wagten kaum zu atmen.

Zwei kleine Petroleumlampen beleuchteten spärlich das Zelt und verbreiteten einen unangenehmen Dunst. Ab und zu zerpte der Wind an der Leinwand und bewegte den Vorhang hin und her.

In einem Zinggefäß lag ein Krokodil und schlief einen schweren Schlaf, ohne sich zu rühren. Eine große Bulldogge lag zusammengekauert auf einem Strohhaufen und verdaute in Ruhe. In einer Ecke des Zeltes hingen an eisernen Haken große Stücke Fleisch, von denen das Blut herabtröpfelte.

„Was meinen Sie dazu, Herr Doktor?“ fragte der Vater.

„Ja, ich kann Ihnen nicht viel Tröstliches sagen; das alte Tier kann nicht mehr lange leben.“

„Meinen Sie wirklich, daß es nicht mehr zu erhalten ist?“

„Nach meiner Überzeugung nicht. Ich gebe ihm höchstens noch ein paar Tage.“

Der Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schob seine vertragene Mütze mechanisch zur Seite. Seine Frau sank schwer auf die Holzbank, ihr blondes, kleines Mädchen drückte sich noch enger an sie, nur der Säugling lachte.

„Mutter, Mutter, wein' nicht!“ sagte der älteste Knabe.

„Ja, Sie müssen entschuldigen?“ sagte der Vater mit schlecht verborgener Bewegung, „aber wir haben so viele Jahre mit ihm zusammen gelebt — er war so gut — wir liebten ihn alle so sehr. Wir waren kaum verheiratet, als wir ihn kauften. Damals hätten sie ihn in seinem Käfig laufen und springen sehen müssen, wenn die Lichter angezündet waren. Und brüllen tat er, daß die Zuschauer vor Furcht schauerten. Anfangs wollte er nicht über die Barriere setzen, aber schließlich tat er es doch, mit weit offener Schnauze und gestreckten Klauen. Er war entsetzlich anzusehen; aber die Zuschauer trampelten vor Begeisterung. Da wir ihn nie schlugen, sondern ihn immer nur gut behandelten, wurde er zahmer und zahmer und brüllte nur noch zur rechten Zeit, um die Zuschauer zittern zu machen. Sie

müssen nämlich wissen, Herr Doktor, es ist mit den Tieren wie mit den Menschen; sie sind nur schlimm, wenn man sie quält. Und was für Kunststücke konnte er machen! Er gab die Pfote, er sprang ein-, zweimal, ja, so oft man es von ihm verlangte, durch flammende Reifen. Er balancierte auch auf einer großen Eisenstange und tat, als ob er tot wäre, wenn man eine Pistole auf ihn abfeuerte. Ja, man kann wohl sagen, daß er ein wirklicher Künstler war! Und so zahm war er. Wenn die Tänzerin hereinkam und beim bengalischen Licht ihren Serpentinanz aufführte, blieb er ganz ruhig in einer Ecke sitzen, nur ab und zu öffnete er seinen gewaltigen Rachen und sah das Publikum mit müden, zerstreuten Blicken an. Eines Abends vergaßen wir, die Tür seines Käfigs zu schließen. Als wir des Morgens herzukamen, lag er ganz ruhig neben dem Hunde und sah uns mit so bittenden Augen an, daß wir nicht über ihn schelten konnten.“

Er sprach langsam und mit leiser Stimme, wie man in einem Krankenzimmer zu sprechen pflegt. Liebevoll rief er ab und zu das Tier beim Namen. Und dann hob der alte Löwe den Kopf und schlug mit dem Schwanz, als wolle er seine Dankbarkeit an den Tag legen für all die ihm erwiesene Güte.

An der weinenden Frau und den schluchzenden Kindern vorüber ging der Arzt dem Ausgang zu.

„Ja, Sie müssen schon entschuldigen“, wiederholte der Mann beständig.

In der Nacht ging es leidlich gut. Cäsar hörte auf zu wimmern, und gegen Morgen schien er leichter zu atmen. Er lag zusammengekauert, und es sah fast aus, als wolle er sich wieder erholen. Aber am nächsten Abend verschlimmerte sich sein Zustand. Es ging zu Ende. Man hatte die Kinder in den Wagen zur Ruhe gebracht. Die Frau fühlte, daß sie nicht die Kraft hatte, im letzten Augenblick dabei zu sein, und blieb bei den Kleinen. Nur der Vater und der älteste Sohn waren bei dem sterbenden Löwen und beobachteten jede seiner Regungen. Die rauhe Zunge hing ihm weit aus dem Maul, er atmete mühsam und laut pfeifend. Plötzlich gab es einen mächtigen Ruck durch den großen Körper. Er setzte sich auf und erhob sich auf seine schwachen Beine.

„Cäsar, Cäsar!“ rief der Vater. Doch schon war er wieder zurückgefallen und lag nun ausgestreckt auf dem Boden. Mit Anstrengung aller Kraft streckte er die eine Pfote vor, wie er es so oft vor dem Publikum getan hatte, um ihm für seinen Beifall zu danken. Aber noch ehe sein Herr sie fassen konnte, hatte Cäsar sich zusammengerollt und alle vier Pfoten von sich gestreckt. Er war tot.

Vater und Sohn blieben einen Augenblick unbeweglich stehen. Sie waren vor Kummer fast erstarrt. Der Knabe trat dann zu dem Tier heran, nahm seinen Kopf in die Hände und hob ihn auf. Er sank schwer zurück. Auf den Sehenspitzen verließen sie beide das Zelt.

„Nun?“ fragte die Frau, als der Mann zu ihr trat.

„Er ist tot“, antwortete er leise.

Ohne ein Wort zu sagen, sahen sie sich alle drei an. Dann umarmte der Mann seine Frau und seinen Sohn. Tiefe Stille herrschte in dem Wagen. An der Decke bildete die kleine Lampe einen runden Fleck. Auf der Kommode tickte die kleine Weckuhr. Draußen pffte der Wind und gerrte an dem Zelt.

Am nächsten Tage blieben die Vorübergehenden vor dem geschlossenen Zelt stehen und lasen eine Aufschrift, die mit großen schwarzen Lettern auf ein weißes Stück Papier gemalt war: Wegen Todesfall geschlossen.



Beleuchtung unserer Wohnräume in früherer Zeit.

Von J. B. Kagleben, J. Höfer, Ludwig Reindl und Anton Pärner.

Die Aufgabe, welche den Span- und Kienleuchten in den Bauernhäusern zufiel, hatten die Talglichter in den Wohnräumen der Bürger der Städte und die Wachskerzen in den Gemächern der vornehmen Leute zu erfüllen.

Ein durch Zufall brennend gewordener Fettklumpen wird wohl die Menschen auf den Einfall gebracht haben, die minderwertigen oder überflüssigen tierischen Fette zur Beleuchtung zu verwenden. Hölzchen oder Dochte aus zusammengedrehtem Moos oder schmalen Leinwandstreifen, die man in Talgmassen steckte und entzündete, mögen den Weg zum Lämpchen und zur Anschlittkerze gewiesen haben.

Die Lämpchen waren wohl anfänglich kleine irdene Geschirre, ähnlich jenen, die man bis in die jüngste Zeit zu festlichen Beleuchtungen benutzte, nur daß man jetzt meist Paraffin oder Stearin statt des Tierfettes verwendete. Ähnliche Lämpchen hatte man vor ellihsen Jahrzehnten noch in vielen Dorfkirchen in der Karwoche im Gebrauch, um damit die mit Wasser gefüllten farbigen Glaskugeln zu beleuchten, die den wesentlichsten Schmuck des heiligen Grabes bildeten. Fromme Frauen spendeten hierzu bereitwillig den Brennstoff, der von den Ministranten zusammengetragen und von dem Mesner in die Lämpchen gegossen wurde. Ein mit Baumwolle umwickeltes Hölzchen, das in die Mitte der Fettmasse gesteckt wurde, bildete hier meist den Docht.

Die Herstellung der sogenannten „Anschlitt“ — Anschlittkerzen schildert Herr Postsekretär A. Pärner in Schwandorf in einer Zuschrift an den Herausgeber folgendermaßen:

„Für das minderwertige Anschlitt hatte man früher nicht viel Verwendung auf dem Lande. Es wurde meistens von auswärtigen Händlern oder Seifensiedern aufgekauft oder von den Mehrgern selbst zur Herstellung von Kerzen oder Seife zum Hausgebrauch benützt.“

Die Anfertigung der Kerzen war ziemlich einfach. Sie geschah nur in der kälteren Jahreszeit. Es wurde zunächst eine bestimmte Menge Anschlitt in kleine Würfel geschnitten und in einem großen eisernen Topf zum Schmelzen gebracht. Das flüssige Fett wurde dann, um die Grieben zurückzuhalten, durch einen Seih in einen hölzernen Kibel gegossen. Damit es darin nicht gleich erstarrte, wurde auch kochendes Wasser in das Gefäß geschüttet, bis es vollständig gefüllt war.

Während des Schmelzens des Anschlittes wurden die notwendigen Dochte aus Baumwollfäden angefertigt, wobei man zwei Knäuel benötigte. Hierbei steckte man einen Kochlöffel durch ein Loch in einer Bank, in die etwa 20 cm davon auch ein scharfes griffestes Messer gestossen wurde. Dann wurden die beiden Baumwollfäden um den Kochlöffel geschlungen, eine Schlinge gemacht, und die Schnur an dem Messer abgeschnitten, wodurch rasch auf einfache Weise stets die gleiche Länge der Dochte erzielt wurde. Wenn 30 Dochte (1 Schilling) fertig waren, wurden sie mit Tierenfett gewischt, daß sie steif wurden und bis zum Gebrauch an das Fenster gelegt.

Waren die Dochte, meist 10 Schilling hergerichtet, so kamen sie in die Dochtbretter. Es waren das Kreisrunde mit Handhaben versehene Bretter mit je 30 Löchern, durch die die Dochte gesteckt wurden. Damit sie nicht mehr herausfielen, schob man dünne Holzstäbchen durch deren Schlingen.

Diese Dochtbretter legte man in einem größeren ungeheizten Raume auf aneinander gerückte Bänke, so daß die Dochte dazwischen herabhingen und stellte den Kibel mit dem heißen Fett daneben. Hierauf wurden sie der Reihe nach genommen, die Dochte bis an das Brett in den flüssigen auf dem heißen Wasser schwimmenden Talg getaucht und dann wieder an ihren Platz zurückgebracht. Das Verfahren wurde solange fortgesetzt, bis die sich auf diese Weise bildenden Kerzen die erwünschte Dicke hatten. Wenn sie gut trocken waren, konnten sie in Gebrauch genommen werden.

Die so hergestellten Kerzen gaben ein ziemlich gutes Licht. Als aber die sogenannten Stearinkerzen in Gebrauch kamen und das Anschlitt für andere Zwecke leichter an den Mann gebracht werden konnte, wurde das Kerzenziehen aus Talg aufgegeben und jetzt ist es bereits so ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen.

Außer diesen „gezogenen“ Talgkerzen gab es noch „gegossene“. Ich habe bei einem ehemaligen hiesigen Seifensieder für das Kallmünzer Heimatmuseum noch eine Form aus Blech erhalten, die zum Gießen der Kerzen diente. Es stellt das Ganze einen viereckigen Trichter dar, in dessen Boden drei Röhren eingefügt sind, so daß nach vorgängiger Einziehung des Dochtes stets drei Kerzen auf einmal gegossen werden konnten.

Den Stoff zu diesen Kerzen bildete der Talg der Rinder, Schafe und Ziegen. Doch soll Schafenschlitt, wie mir gesagt wurde, ein rasches Abschmelzen der Kerzen verursacht haben, weshalb solche Lichter weniger beliebt waren.

In den Gasthäusern wurden die Anschlittkerzen gewöhnlich auf etwa 30—40 cm hohen hölzernen Leuchtern gebrannt, die oben auf dem Teller eine kleine Blechhülse trugen, in die die Kerzen gesteckt wurden und die ihr vollständiges Verbrennen gestatteten. Über dem Fuß des Leuchters befand sich häufig um den Ständer ein nach aufwärts gerichtetes tulpenähnliches Gefäß, in dem gewöhnlich 10—20 cm lange aus Föhrenspänen geschnittene Holzchen staken, deren sich die Raucher zum Inbrandsetzen ihrer Pfeifen bedienten. Die Leuchter für den Hausgebrauch hatten jedoch die noch jetzt übliche Form.

Da die Dochte meist nicht gut verbrannten, sondern sich während des Brennens umlegten und dadurch die Kerze zum raschen Abschmelzen brachten oder in langem aufrechten Zustande die Lichtwirkung beeinträchtigten, mußten die Kerzen fleißig gepußt werden. Hierzu bediente man sich einer sogenannten Lichtpußschere, deren Handhabung einige Geschicklichkeit erforderte, denn machte man das „Schneuzen“ etwas zu gründlich, saß man sofort im Dunkeln.

Die Wachskerzen, die in den Kirchen jetzt noch zur Beleuchtung und Erhöhung der Feierlichkeit dienen und in den Familien nur mehr für die Erstkommunikanten sowie an den Sterbebetten und beim Aufbahren der Leichen Verwendung finden, werden gleichfalls gegossen. Es geschieht aber dies nicht in Formen, sondern dadurch, daß die an einem Brett aufgehängten Dochte mittels eines besonders geformten Löffels mit flüssigem Wachs begossen werden.

Allgemein benützt werden in den katholischen Gegenden von der Frauenwelt am Allerheiligentag sowie bei den Leichengottesdiensten die sogenannten Wachsstöcke, die in der jetzigen lichtarmen Zeit auch vorübergehend zur Beleuchtung der Wohnräume dienen. Bei ihrer Herstellung wird der Docht wie reine Schnur ohne Ende über zwei durch Handantrieb in Umlauf zu setzende Trommeln gezogen. Werden diese umgedreht, so läuft auch der gespannte Docht, der so geführt wird, daß die untere Spitze durch geschmolzenes Wachs läuft, das sich an dem eingetauchten Docht festhängt. Durch wiederholtes Umdrehen kann jede beliebige Stärke des Wachstranges erreicht werden. Seine Gleichmäßigkeit wird dadurch erzielt, daß man die Schnur während des Umdrehens auch durch die Löcher einer Metallplatte laufen läßt, die den gewünschten Durchmesser haben und jedes Zuviel abstreifen.

Die Physik der Wolken.

Bekanntlich kann man bei näherer Untersuchung immer von neuem die Feststellung machen, daß die alltäglichsten Erscheinungen oft auch die wunderbarsten und unverständlichsten sind. Die Forschungen gelten gewöhnlich vor allem dem ganz Neuen, dem ganz Unbekannten, und so kommt es, daß auch die meteorologische Forschung sich mit Vorliebe mit außergewöhnlichen Witterungsercheinungen beschäftigt, so daß die regelmäßige Beobachtung der täglich sich wiederholenden Vorgänge ziemlich vernachlässigt wurde. Aus diesem Grunde hat die heutige Meteorologie noch ein weites Forschungsfeld vor sich, das gerade auch den Laien am meisten interessiert. Die Physik der Wolken z. B., die Viktor Engelhardt in der Umschau näher erörtert, ist noch immer reich an Ungewissheiten und Rätseln. Schon die naheliegenden Fragen, wie Wolken, Regen, Schnee und Hagel entstehen, sind keineswegs immer eindeutig beantwortet. Bekannt ist natürlich, daß Wolken und Niederschläge nur entstehen können, weil stets in der Luft eine gewisse Menge Wasserdampf enthalten ist. Auch eine Wolke ist nichts anders als Dampf, nämlich eine Ansammlung von Milliarden kleiner Wassertropfchen, die durch Abkühlung der Luft ausgeschieden wurden. Ein solches Tröpfchen aber kann sich nur halten, wenn es von vornherein eine gewisse Größe hat oder genauer gesagt, wenn es sich auf einen vorhandenen „Kern“ zu bilden vermag. Die Luft selbst enthält unzählige derartige „Kerne“, so die vom Winde aufgewirbelten Staubkörnerchen, die auf Vulkan- ausbrüche zurückzuführen sind, Staubbögen, die durch Blitzschlag entstandenen Stickstoffverbindungen, das durch die Sonnenstrahlung geschaffene Wasserstoffsuperoxyd usw. Alle diese Körper sind sog. hygroskopische Kräfte, sie sind wasseranziehend und können ein Tröpfchen von genügender Größe bilden, um auf demselben die weitere Kondensation zu gestatten. Die hierzu notwendige Abkühlung der Luft wird dann gewöhnlich durch Ausdehnung derselben hervorgerufen. Es ist bekannt, daß Gase, die sich ausdehnen, sich auch abkühlen. Die Wolken entstehen also durch Ausdehnung der Luft und die mit diesem Vorgang verbundene, bis zur Kondensation getriebene Abkühlung. Da der Luftdruck nach oben hin abnimmt,

tritt Ausdehnung der Luft stets ein, wenn sie emporsteigt. Dieses Emporsteigen kann durch einen dem Winde sich entgegenstellenden Berg erzwungen werden, und dann bildet sich über dem Berg eine Wolke, die trotz des durch sie hindurchjagenden Sturmes unverrückbar auf ihrem Platze bleibt. So sind die bekannten Wolkenbildungen über Berggipfeln erklärt, die daher in der Wolkenphysik als „Hindernisswolken“ bezeichnet werden. Eine andere Erscheinung sind die Wogenwolken. Wenn der Wind über das Meer bläst, erzeugt er Wellen und Wogen, und wenn ein wärmerer Luftstrom über einen darunterliegenden kalten hinfährt, müssen ebenso Wellen erzeugt werden, die aber wegen der außerordentlichen Leichtigkeit der Luft viel höher und länger sind als die Wasserwellen. Gewöhnlich bleiben diese Luftwogen unsichtbar. Wenn aber die untere Schicht reich an Wasserdampf war, dann muß dieser Dampf beim Aufsteigen in dem Wellenberg infolge der Abkühlung aufsteigender Luft kondensieren und Wolken bilden: die sichtbaren Wogenwolken. Eine dritte, dem durchschnittlichen Beobachter viel vertrautere Erscheinung ist endlich die Haufen- oder Kumuluswolke. Man beobachtet sie gewöhnlich an stillen Sommernachmittagen, wenn der Boden durch die Sonnenstrahlung erhitzt ist und seine Wärme der untersten Atmosphärenschicht mitteilt. Die Luftmasse wird hierdurch ausgedehnt, sie steigt empor, kühlt sich dabei ab, und der Wasserdampf kondensiert dann in einer Höhe von durchschnittlich 1400 Metern, um die bekannten ballenartigen Kumuluswolken zu schaffen.

Rat Goethes Seidenzucht.

Unter den vielen erfolgreichen Versuchen, uns von den aus dem Auslande kommenden Rohstoffen unabhängiger zu machen, nimmt das Bestreben, mit allen Mitteln der Wissenschaft und Praxis auch die Seidenzucht immer mehr auf eigene Füße zu stellen, einen breiten Raum ein. Schon in früheren Zeiten hat man daran gedacht, die Gewinnung der Rohseide in Deutschland einzubürgern und immer mehr zu verbreiten. Friedrich Wilhelm I. lag dieser Zweig der Industrie sehr am Herzen. Er ließ in der Nähe von Berlin eine große Zahl von Maulbeerbäumen pflanzen und vertraute ihre Pflege und Erhaltung französischen Refugies an. Der Erfolg entsprach jedoch nicht den hohen Erwartungen. Auch Goethes Vater, der Herr Rat, versuchte sich mit viel Eifer in der Zucht der seidespinnenden Raupen, sehr zum Verdruß seiner Kinder. Goethe berichtet in „Dichtung und Wahrheit“ von der hartnäckigen Liebhaberei des alten Herrn, die ihnen „viel Unbequemlichkeit“ gemacht habe. Aber der Vater hatte von der Seidenzucht, wenn sie allgemeiner verbreitet wurde, „einen großen Begriff“, und wenn er sich einmal etwas vorgenommen hatte, so führt er es auch durch. Von Janau, wo man die Zucht der Würmer schon länger sorgsam betrieb, hatte er sich Eier kommen lassen. „Und sobald die Maulbeerbäume genugames Laub zeigten, ließ man sie ausschlüpfen und wartete der kaum sichtbaren Geschöpfe mit großer Sorgfalt.“ In einem nach Süden gelegenen Mansardenzimmer waren Tische und Gestelle aufgeschlagen, wo die Raupen hausten und einen von Tag zu Tag größeren Appetit entwickelten. Nach der letzten Häutung wurden sie so heißhungrig, daß sie sogar Tag und Nacht gefüttert werden mußten, „daß sie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wunderbare Veränderung in ihnen vorgehen soll.“ Der junge Goethe und seine Schwester Cornelia, denen die Wartung und Pflege der edlen Raupen übertragen war, sahen dieses Geschäft bei günstiger Witterung als eine lustige Unterhaltung an, aber wehe, wenn Kälte eintrat, daß das Laub der Maulbeerbäume litt und so nicht genügend Nahrung für die gefräßigen Tiere vorhanden war. Noch schlimmer war anhaltender Regen, der die Blätter durchnäßte. Dieselben mußten dann, da die Seidenraupe keine Feuchtigkeit verträgt, vorher sorgfältig abgewischt und getrocknet werden. Einmal scheint dies von den sorglosen Kindern doch nicht mit genügender Pünktlichkeit geschehen zu sein, vielleicht spielten auch noch andere Ursachen mit. Genug, es entstand eine Seuche, „wodurch die armen Kreaturen zu Tausenden hingerafft wurden“. Die Trennung der Toten und Kranken von den Gesunden war für die Kinder gewiß ein beschwerliches Geschäft, zumal auch die Nase durch einen fürchterlichen Geruch empfindlich beleidigt wurde. Jedenfalls hat Goethe sich dieser wenig erbaulichen Episode seiner Kindheit noch deutlich und mit wenig Vergnügen zu der Zeit erinnert, als er seine Lebenserinnerungen aufzeichnete. Man muß natürlich dabei berücksichtigen, daß all diese Versuche damals mit ganz unangenehmen Mitteln gemacht wurden und daß auch heute der großartig betriebene Seidenzucht mit Sicherheit ein ganz anderer Erfolg beschieden sein wird. Mit ganz besonderer Freude ist es außerdem zu begrüßen, daß durch die einheimische Seidenzucht einer größeren Zahl von Kriegsbeschädigten ein lohnender, angenehmer und zukunftsicherer Erwerb geschaffen wird.

Der Vöglein Erwachen.

Wenn früh die goldene Sonne
Beginnt des Tages Lauf,
Dann wachen die lieben Vöglein
In ihrem Nestchen auf:

Das Vogelmütterchen glättet
Geschickt und ganz geschwind
Mit seinem Schnabel das Federkleid
Von jedem Vogelfind.

Dann waschen sie sich gar sauber
Im kühlen Morgentau,
Und freuen sich, daß die Sonne scheint
Und daß der Himmel so blau!

Nun wird dem Schöpfer im Himmel
Ein fröhlicher Dank gebracht,
Denn Gott hat ihnen den Tisch gedeckt
Und sie beschützt in der Nacht! —

Ein Danklied sangen die Alten,
Das klang so süß und rein;
Und Mutter winkte den Kleinen zu:
„Stimmt alle laut mit ein!“ —

„Piep, piep!“ nur sagten die Kleinen,
Das klang nicht sehr gescheut,
Ich glaube aber, der liebe Gott
Hat sich doch sehr gefreut! —

Frieda Schütte.



Tierleben an der Front.

Sehr interessante Beobachtungen über das Tierleben an der Front hat ein Mitarbeiter der Jagdzeitschrift „St. Hubertus“, der in einem der größten Wälder des Westens mitten in Frankreich haust, gemacht. Der Wald ist, da seit Kriegsbeginn die Front durch ihn geht, natürlich sehr verwüstet; auf einen Kilometer Breite ist Graben hinter Graben und Trichter an Trichter. Spärliches Grün, Brombeeren, wilde Rosen und Ginster, suchen die grauen Schutthügel zu überdecken, an der Front herrscht tägliches Artilleriefeuer auf einem etwa 20 Km. breiten Gürtel, das durch Maschinengewehre, Minen-, Gewehr- und Handgranatenfeuer verstärkt wird. Aus dieser Umgebung, in der natürlich ein fortwährendes Kommen und Gehen der Soldaten ist, haben sich zwar die Wander- und Zugvögel zurückgezogen, aber alles bodenständige Wild und besonders die sonstige Vogelwelt ist geblieben. Sie haben sich durchaus an die neuen Verhältnisse gewöhnt. Rehe 500—1000 Mtr. hinter der Front, Säuen unmittelbar an den Drahtverhauen der vordersten Front sind keine besonderen Seltenheiten. Selbst der Fuchs paßt sich den neuen Verhältnissen an, bezieht alte verlassene Unterstände und sucht, regelmäßig nachts zu bestimmter Stunde, die Küchen auf. Die Vogelwelt aber ist besonders auffällig. Ein Zaunkönig hat sich den Eingang zu dem Unterstand des Schreibers dieses Berichts unter einem überhängenden Birkenbusch häuslich eingerichtet, Rotkehlchen und Finken bauen sich bei den Lagerhütten an. Als nun bei einer Unternehmung in der Morgendämmerung des 31. Mai die schwere und leichte Artillerie,

die Minenwerfer und die Maschinengewehre zu einem ehrenbetrübenden Konzert einsetzten, schien die gesamte Vogelwelt mit diesem Lärm wetteifern zu wollen. Je toller der Kampflärm wurde, je selbst als schwere Kaliber heransauten und baumhohe Staub- und Rauchwolken gen Himmel schlugen, umso lebhafter wurde die begleitende Musik der Vögel. Der Krieg bringt also die alten Gesetze des Naturlebens, des Vogelzuges und der Lebensweise der anderen Tiere nicht ins Wanken.

Die anpassungsfähigen Kartoffeln.

Uns wird geschrieben: Vor kurzer Zeit wurde gemeldet, daß bei einigen Kammhanden des Riesengebirges zur leichteren Versorgung ihrer Gäste Kartoffeln angepflanzt worden sind, so bei der 1410 Mtr. hoch gelegenen Wiesensbaude. Ähnliche Höhen erreicht die Kartoffel auch an engen Stellen der bayerischen Alpen, obgleich dort die klimatischen Verhältnisse weniger günstig sind. Im Erzgebirge hat die Kartoffel schon längst den Kamm erklimmt, man trifft dort noch in 1100 Mtr. Höhe gutentwickelte Kartoffelfelder. Im Schwarzwald ist sie schon in 1200 Mtr. Höhe mit Erfolg angebaut worden, doch handelt es sich in allen diesen Fällen um kleinere Flächen. — An der See treffen wir die Kartoffel auf den Vöhrungen, den Gemüsegärten der Fogerhäuser und auf den friesischen Inseln. Eine der bemerkenswertesten Anbaustellen trifft man auf Helgoland. Wer schon auf diesem Nordsee-Eiland gewesen ist, kennt wohl auch den „Kartoffelallee“ benannten Spaziergang auf dem Oberland, so benannt nach den auf beiden Seiten dieses Weges befindlichen Kartoffelfeldern. — Den Oberharz hat sich die Kartoffel schon seit langer Zeit erobert, davon zeugt das Kartoffelfeldenkmal auf dem sogenannten Brandhai am Wege zwischen Braunlage und Tanne. Dort wurden bereits 1748 die ersten Anbauversuche unternommen. Ein zweites Kartoffelfeldenkmal weist übrigens die badische Stadt Offenburg am Schwarzwald auf: es ist dem Andenken Franz Drakes gewidmet, der um die Verbreitung der Kartoffel in Europa hervorragend verdient war. Der Karosität halber sei noch erwähnt, daß auch auf einer Anzahl von Rheininseln seit langem Kartoffeln angebaut werden. E. J.

Die Menagerie.

Dieses Scherzspiel kann nur dann gespielt werden, wenn diejenigen Personen, welche getäuscht werden sollen, dasselbe noch nicht kennen. Es sind zwei Zimmer dazu erforderlich. In dem einen Zimmer befindet sich die Gesellschaft, in dem anderen der Besitzer der Menagerie. Eine eingeweihte Person macht den Bedienten oder Marktschreier. Dieser steht vor der Tür und macht der Gesellschaft in humoristischer Weise bekannt, welche Tiere in der Menagerie zu sehen sind. Jeder Mitspieler meldet sich bei dem Bedienten und nennt sogleich das Tier, welches er zu sehen wünscht; dann wird er eingelassen und die Tür hinter ihm geschlossen. Der Menageriebesitzer nimmt den Eingetretenen in Empfang und führt ihn an einen Tisch, auf

welchem ein mit einem Tuche bedeckter Spiegel so aufgestellt ist, daß der Eingetretene, wenn der Spiegel frei gemacht wird, sich darin erblickt. Das Tuch wird entfernt und der Menageriebesitzer spricht etwa: „Sie haben einen Bären sehen wollen, hier ist er!“ Damit der Scherz der Gesellschaft nicht verraten wird, darf keiner, der eingetreten ist, das Menageriezimmer verlassen, bis alle Personen in den Spiegel geschaut haben. Wie die eintretende Person vor Neugierde brennt, die Menagerie zu sehen, so werden die Getäuschten jedesmal in große Heiterkeit ausbrechen, wenn ein Getäuschter sich zu ihnen gesellt.

Ein lustiges Experiment.

Man geht mit jemand die Wette ein, daß er nicht imstande sei, mit geschlossenen Füßen einen Strohalm aufzuheben. Man stelle ihn darauf, wie aus der Abbildung ersichtlich, mit dem Rücken an die Wand, so daß die Stiefelabsätze hart an die Wand kommen. Wenn er sich nun bücken will, wird er jedesmal vorn überschlagen und es ihm ganz unmöglich sein, mit geschlossenen Füßen den Strohalm aufzuheben.



Suchbild.



Wo ist der Obstpfünder?

Auflösung des Blumen-Rätsels in Nr. 10.

Man liest nach Maßgabe der durch die Zahl 1432 bezeichneten Buchstabenfolge, erst in den Buchstabengruppen durch welche die Ranken gehen, dann in den durch Blumenblätter bezeichneten und dann in den übrigen jeden 1., 4., 3., 2. Buchstaben und erhält: „Nichts ist beständig auf Erden.“